

Berliner Tageblatt



und Handels-Zeitung.

Für unbesorgt eingeblatte Manuskripte übernimmt die Redaktion keine Verantwortung.

Chef-Redakteur: Theodor Wolff in Berlin. Druck und Verlag von Rudolf Wolff in Berlin.

Zu Freiligraths Gedächtnis.

Mit wunderbarer Frische steigt vor dem rückschauenden Blick das Bild Ferdinand Freiligraths aus der Vergangenheit wieder auf. War seine Gestalt auch durch den Streit und Lärm des Tages in die Ferne gerückt worden, so weilt doch schon sein Name zahllose Erinnerungen und Gedankenverbindungen. Wer hätte sich nicht in seiner Jugend an den farbenprächtigsten Freiligrath'schen Schilderungen der Wüste, des Meeres und der tropischen Landschaft berauscht! Wer hätte nicht das Leid des „Mohrenfürsten“ mit erlitten und sehnsüchtig mit dem Dichter nach Mekka geblickt! Wer hätte auch nicht in den Tagen der Reichsgründung sich durch die „Trompete von Gravelotte“ rühren lassen? Vielleicht ist etwas von der süßen „Jugendbeseligung“ des Deutschen in dem Detmolder Schulmeisterlohn bis zu seinem Tode wirksam geblieben. Wären wir heute kritisch zurück, dann schütteln wir vielleicht ein wenig den Kopf über so viel Begeisterungsfähigkeit und Begeisterungswilligkeit. Und doch können wir uns nicht verhehlen, daß gerade diese Anlage zum Enthusiasmus, auch wenn sie sich gelegentlich auf exotische Gebiete verirrte und mit einem übertriebenen Kosmopolitismus gepaart war, dem Deutschen ermöglicht hat, das scheinbar Undurchführbare zu verwirklichen und aus den Trümmern der Vergangenheit die Einheit des Reiches und der Nation neu zu schaffen. Die Jugend ist es, mit ihren kleinen Fehlern und ihren unerheblichen Vorzügen, die uns aus dem Wilde Freiligraths entgegenblickt. Deshalb ist er heute, wo seit seiner Geburt hundert Jahre verfloßen sind, unvergessen; deshalb liebt ihn das Volk noch immer, wie er das Volk geliebt hat und deklamiert noch heute mit Jubelstimm: „Wästenkönig ist der Löwe“ . . .

Mit solchen exotischen und patriotischen Dichtungen wäre Ferdinand Freiligrath trotzdem nur eine literarische Wertwürdigkeit. Daß er mehr geworden ist, daß wir heute in ihm einen nationalen Führer bewundern, das verdankt er seinem aufrechten Freiheitsfinn und seiner politischen Energie. In der Lebensgeschichte Freiligraths läßt sich das Erwachen der freiheitlichen Ueberzeugung wie in einer schönen Dichtung verfolgen. Der König von Preußen, der für ästhetische Einbrüche so empfängliche Friedrich Wilhelm IV. erbt den jugendlichen Kaufmannsgeistlichen wegen seiner hübschen Verse mit ihrer samtlichen Pracht durch ein Jahresgehalt und gibt ihm damit die Möglichkeit, sich in St. Goar völlig seinem dichterischen Beruf zu widmen. Schien doch auch Freiligrath, der jeden den Grundlag aufgestellt hatte, daß der Dichter auf einer „höheren Warte“ als der „Zinne der Partei“ stehe, in politischer Beziehung völlig unfähig zu sein. Aber nur zwei Jahre nahm Freiligrath als königliche Jahresgehalt an, dann erhob er es nicht mehr. Er hatte unterdessen eine innere Entwicklung durchgemacht, er wurde sich plötzlich seiner liberalen Weltanschauung bewußt, und so schrieb er im Mai 1844 in der Einleitung zu seinem „Glaubensbekenntnis“: „Selt und unerwarteterlei trete ich auf die Seite derer, die mit Eifer und Ernst der Reaktion sich entgegenstellen in dem Leben mehr für mich ohne Freiheit! Wie die reinen diesen Büchlein und meine eigenen auch fallen mögen: — so lange der Druck blüht, unter dem ich mein Vaterland leiden sehe, wird mein Herz bluten und sich empören, soll mein Mund und mein Arm nicht müde werden, zur Eringung besserer Tage nach Kräften das ihrige mitzuwirken! Dazu helfe mir nächst Gott

das Vertrauen meines Volkes! Mein Gesicht ist in die Zukunft gewandt!“

Diese stolzen und tapferen Worte waren nicht aus Ruhmredigkeit entspringen. Das nächste Jahrzehnt sieht Freiligrath an der Arbeit, sein Ideal der Freiheit zu verwirklichen. Die bescheidenste Ruhe in St. Goar findet ein schnelles Ende. Schon 1845 muß er in die Schweiz flüchten, um, auch hier ausgewiesen, im nächsten Jahre nach England zu gehen. Das Sturmjahr 1848 bringt ihn nach Deutschland zurück; er wird der Majestätsbeleidigung angeklagt, aber von dem Düsseldorf Gerchporen freigesprochen. Abermals wird er in Holland, wo er sich niederlassen will, ausgewiesen. In Düsseldorf droht ihm gleichfalls die Ausweisung, der er aber als jehnjähriger preussischer „Untertan“ entgeht. Dann soll er in Köln verhaftet werden und entflieht nach London, wo er im Exil lebt, bis er endlich 1868 nach Deutschland zurückkehren und nun unbehelligt den Rest seines Lebens bis zu seinem Tode im Jahre 1876 verbringen kann.

Es ist das typische Bild eines Freiheitskämpfers, das sich im Leben Freiligraths widerspiegelt; nur daß ihm die Götter einen liebesfrohen Mund gegeben hatten, und daß sich ihm alle Erlebnisse zu Gedichten umformten, die seine mitfühlenden Zeitgenossen begeisterten, und die auch das jugendliche Geschlecht nicht ohne Führung und Enthusiasmus lesen kann. Schon im Januar 1844 schrieb er in St. Goar: „Mit dem Volke soll der Dichter gehen — Also laß ich meinen Schiller heut.“

Damals verfaßte er auch das großartige Gleichnis vom Baum der Menschheit, an dem sich Blüte an Blüte drängt, mit dem Hinweis auf die „Knope Deutschland“: „Herr Gott im Himmel, welche Wunderblume Wird einst vor allen dieses Deutschland sein!“

Und wenn er auch selbst die Bitterkeit des Kampfes an sich empfinden mußte, so ritt er doch tapfer aus: „Alles feimt und alles gärt, Alles windet Kränze! Auch den herbsten Kelch geleert Auf der Zukunft Beize!“

Dabei wird allmählich seine politische Ueberzeugung immer radikaler. Das Leben erscheint ihm als ein Schachbrett, er selbst als der Springer; aber er tröstet sich: „Matt werden kann ja nur der König!“ So singt er das Lob auf das alte Reichspanier: „Pulver ist schwarz, Blut ist rot, Golden flackert die Flamme!“

So quillt aus seinem Herzen anlässlich der Berliner März-Kämpfe der

Sang der Toten an die Lebenden: „O steh geküßt! Ich bereit o, schaffst, daß die Erde, Darin wir liegen traid und star, ganz eine freie werde!“

Und in seinem Abschiedswort an die „Neue Rheinische Zeitung“ nennt sich Freiligrath selbst eine „stolze Hebelnenteile“. Vom Standpunkt der Gegenwart aus mag manches von diesen politischen Wiedern nach Unklarheit und Schwärmerer aussehen. Aber was Freiligrath schrieb, das war aus der ganzen Stimmung seiner Zeit hervorgegangen, und was mehr war, das Herzblut des Dichters flutet darin. Das gibt seinen Zeitgedichten einen ewigzeitlichen Charakter. Will man die Entwicklung des Deutschen Reiches aus ihren inneren Beweggründen verstehen lernen, dann muß man bei Ferdinand Freiligrath in die Lehre

gehen. Man wird dann auch nur zu vieles finden, was auch uns heute besonders tut. Dem aufrechten, liebesgewaltigen Manne, der dem Volke auch um die Preisgabe seiner eigenen Existenz mit starkem Willen dienete, gebührt in unserer Zeit politischer Halbheit und bänglichen Schwankens ein Kranz dankbarer Huldigung.

Der Kaiser von neuem leicht erkrankt.

Wie amtlich mitgeteilt wird, mußte der Kaiser der heutigen Lebung in Döberitz fernbleiben, weil er an einer — wie vorweg bemerkt sei — leichten und gefährlosen Erkrankung des rechten Kniegelenks leidet. Der offizielle Krankenbericht besagt:

Wiesbaden, Neues Palais, 16. Juni.

Seine Majestät der Kaiser und Königin haben sich einem scheinbar durch die ersten nach der Genesung unternommenen Schritte veranlaßten Erguß im rechten Kniegelenk zuzuziehen und müssen auf die Teilnahme an der für den 16. d. M. in Döberitz in Aussicht genommenen Lebung und die Reise nach Hannover-Hannover verzichten. Das Allgemeinbefinden Seiner Majestät ist in seiner Weise gebührt, die Körpertemperatur nicht erhöht, Schmerz so gut wie gar nicht vorhanden. Um Widerständen vorzubeugen, wird ärztliche Wert darauf gelegt, auszusprechen, daß ein Zusammenhang der Knieaffektion mit dem nunmehr geheilten Furunkel nicht besteht.

Aus Kreisen des Dohornhofschallamies erfahren wir hierzu noch folgendes: Die Krankheit ist ganz plötzlich gestern nacht aufgetreten. Der Kaiser, der sich bekanntlich augenblicklich im Neuen Palais aufhält, hat in letzter Zeit seine fürstlich anstrengenden Reisen oder Spazierritte unternommen. Er wohnte lebhaftig am vergangenen Sonntag der Ruderregatta in Göttingen bei. Bisher ist noch nichts über die Entstehung und die Ursachen des Ergusses bekannt geworden. Nach gestern abend war die Umgebung des Kaisers der Meinung, daß der Kaiser nicht kommen könne. Der Kaiser befindet sich in Behandlung des Oberstabsarztes Dr. Niedner; Generaloberarzt Dr. v. J. Iberg ist für heute nachmittags nach dem Neuen Palais befohlen worden. Die Ärzte werden dann über Natur und Behandlung des Leidens konferieren. Ein Bulletin, das heute oder morgen ausgegeben werden dürfte, wird über das Ergebnis dieser Beratung berichten. — Ein Drahtbericht meldet uns ferner:

L. Hannover, 16. Juni. (Privat-Telegramm.)

Der für Freitag und Sonnabend angekündigte Besuch des Kaiserpaars, für den bereits große Vorbereitungen getroffen waren, wurde heute früh durch Telegramme des Hofmarschallamies an die hiesigen Behörden abgefragt.

Wie in den Nachmittagsstunden weiter berichtet wird, hat der Kaiser nach der Kavalleerübung, der er, wie oben bemerkt, nicht beigewohnt hat, die Generale v. Plessen, v. Scholl, v. Rietz, v. Dönnelshausen und v. Ressel zur Berichterstattung über die Döberitzer Lebung empfangen.

Von ärztlicher Seite wird uns dazu erklärt: Nach den offiziell bekannt gegebenen Mitteilungen hat sich nach einem zum ersten Male seit seiner Genesung unternommenen Spazierritt am rechten Kniegelenk des Kaisers ein Erguß gezeigt. In einem unzufälligen Zusammenhange mit der jüngst stattgefundenen Lufschiffentzündung des Handgeleises steht diese jüngste Erkrankung, wie die offiziellen Nachrichten lauten, nicht. Da das Allgemeinbefinden des

Die Goethegesellschaft und ihre Ahnen.

Fünfundzwanzigjährige Erinnerungen.

Paul Sohlenther.

Morgen und Sonnabend werden sich wieder Mitglieder der Goethegesellschaft in Weimar treffen. Diesmal besonders viele. Alle Zimmer der Gasthöfe sind längst belegt. Denn diese Tage sind „nun einmal von besonderem Schlag“. Wenn wir jetzt wieder in Weimar sind, wird fast bis auf die Stunde seit Stichtung der Goethegesellschaft ein Vierteljahrhundert verfloßen sein. Wir und andere, die damals jung oder wenigstens jünger waren, beidert jener Juniersonntag 1885, in Weimar verlebte, unergelich. Auch hier hatte wieder einmal der Tod Leben geweckt. Am 15. April war Goethes letzter Enkel Walfher, weltmüde und lebensmüde, fast fiebzigjährig gestorben. Das Haus des Großvaters, das bauliche gelbe Gemäuer am Frauenplan hatten der menschlichen Hagestolz und sein gleichgemittelter Bruder Woffen, der ihn zuletzt ganz einsam zurückließ, ängstlich unter Beschluß gehalten. Als ich im Vorfrühling 1877 das erste Mal nach Weimar kam, um den zweiten Faust von der Bühne her kennen zu lernen, fand ich am Frauenplan vor ein verurteiltes Schloss. Kein Boden ward gehört, kein Glöckchen beachtet. Die Fenster verhangen, die Tore verperrt. Nur hinten über die Gartenmauer langten etliche kahle Zweige nach der Außenwelt. Aus diesem Hause, wo einst Goethe und acht auch Göttingen waren, klang keinem Bürger das Introite mehr entgegen. Weder von hohlen noch von heiligen Lippen. Man schalt sie eigenmächtig, missgünstig, engherzig, geistig, diese Schachgüter, die mit dem Erbe des größten Mythenheros so ganz anders verfahren, als Schillers höherer Enkel, der edle Vater Gleichen, der auf seinem fränkischen Schloße die Schillerforscher nach Herzenslust archaischlich erstehen ließ und dann noch mit warmer Hand alles nach Weimar verschickte. Nur wer tiefer sah, der sahste, daß sich im Weimarer Goethehause damals die Tragödie des fünfzigsten Wortes zutrug: „Weh dir, daß du ein Enkel bist!“ Aber niemand sah tief genug, um den letzten Willen der Enkel zu erraten. Soll Sie gönnten der Welt den Schatz des reichen Mannes. Einmal fallen die Niegel springen, die Tore sich aufhauen, die Vorhänge emporschießen, die Fenster sich öffnen, der Luftstrom einer neuen Zeit durch die alten Räume fluten. Dann sollte all und jedem das Introite

entgegenfluten. Aber — erleben wollten das die beiden Enkel nicht; nicht mehr zugegen sein; nicht belobt und gefeiert werden; selbst schon zu jener Vergangenheit gehören, die aus Staub und Moder ebendort ins Licht treten durfte, wo sie als vaterlose Knaben zu Füßen des gütigsten Großvaters einst ihre Spiele spielten. Wenn morgen gegen Abend auf dem Grabe der kleinen Alma ein Denkmal enthüllt werden wird, so bedeute das einen späten Dank an Almas alten Brüder. Vielleicht gehört der frühe Verlust des einzigen Schwertbrüders zu den nie überwindenen Schmerzen, die sie der Welt verkargen.

Wie viele, wie vorbedacht, wie ganz in der großartigen Art haben sie über ihr Erbe verfügt! Was von August und Ottlien, den Eltern, herabzählte, was erst nach dem Goethe Tod hinzugekommen war, fiel an Seitenverwandte, Vulsinsfelder und Bogwilschischer Abkunft. Doch was mit der großen Zeit zusammenhing, Haus und Garten, die Sammlungen (und auf wachsendem Gebiet hätte Goethe nicht gesammelt!), die Schulden und Schätze des Arbeitszimmers, sollte teils dem Weimarer Hof, teils dem Weimarer Staat gehören. Denn sie wußten: dieser Staat und dieser Hof würden durch ihre Dorrorroschende die rechten Pfade ins deutsche Hof bahnen. Besonders zählten sie auf eine Frau und Fürstin. Durch dieses ihr „Aif empfindenes, weil tief begründetes“ Vertrauen bewährten sich die Menschenfreunde als Menschenkenner. Sie meinten die Frau ihres Jugendgefährten Karl Alexander, die holländische Prinzessin, die in der stämmigen Unterfertigkeit ihrer Gestalt den Frauen des klassischen Ideals so gar nicht gleich, aber tief empfand und klug verstand. Die Großherzogin Sophie erbeute das, was für die Goetheforschung am wichtigsten ist, den handschriftlichen Nachlaß. Raum im Besitz des Vermächtnisses rief sie in glücklicher Wahl zu Rat und Tat drei Berliner Forscher herbei. Sie selbst aber suchte und sichtigte wochenlang in den alten Papieren. Erstamlich bewies sie das nie bisher geübte Talent eines Archivarius ersten Ranges: seine femina, ingenio vir, wie sie Prinz Heinrich Carlstadt nach der Einweihung ihres neuen Archivpalaßes genannt hat. Im die Schätze zu heben, zu bergen, zu hegen, war sie allen Manns genug. Im die Schätze vor der Welt auszubreiten, bedurfte sie jener gelehrten Mittel, die zunächst zu diesem Zweck die Goethegesellschaft gründeten: Gustav v. Voepel, Wilhelm Scherer, Herman Grimm. So kamen wir am 19. Juni 1885 zum erstmaligen Zusammen und zwar in demselben „Stahlmbrustschloßgesellschaftssaal“ (o. Weimar, sprachgewaltiges, kannt du dieses Wörtchen ausprechen?), der uns auch morgen wieder vereinigen wird. Von den Geheimnissen des Goethearchivs wurde allerhand ausgeplaudert. Freilich war noch nicht alles gefunden, und das Wichtigste, das am schmerzlichsten Gefuchte, fand sich hier

überhaupt nicht: erst viel später trat der „Urfaust“ von Dresden, Wilhelm Meisters theatralische Sendung“ von Zürich her zutage. Und doch bleibt es für immer im Gedächtnis, mit welcher Eroberungsfreude damals unser Scherer seine spärlichen Faustfunde auf die Tribüne trug, jubelnd wie ein junglicher Fürst, der die erste Jagdbeute hoch in Händen schwingt. Er, der Frische und Frohste von allen, sollte nicht mehr lange suchen und finden. Im Jahr darauf wurde des Schwertbrüders aus der Ferne gedacht, ein weiteres Jahr später weichte ihm Herman Grimm, seine Tränen mühsam beherrschend, die Totenklage. Von allen, die in jener grundlegenden Verammlung bedeutung hervorbrachten, lebt uns nur noch Erich Schmidt, den die Großherzogin an jenem Sonntag, den 20. Juni, seinem 32. Geburtstag, zu ihrem Archivar ernannte, und der diesem Aute sogar die Wiener Universitätsprofessur opferte. Alle anderen liegen längst begraben und der Führer unserer Gesellschaft wäre jetzt schon ein Jahrhundert alt. Er hatte zunächst gefehlt, aber — der Weg von Leipzig nach Weimar ist nicht weit — als man ihn rief, da kam er. Und wer hätte ihn nicht gerufen, den „geborenen“ Präsidenten! Wer anders sollte er nicht Präsident der Goethegesellschaft sein als der erste Präsident des Reichsgerichts, der erste Präsident des deutschen Reichstages und der Präsident aus der Frankfurter Paulstrasse; derselbe Mann, der preussischen Königen zweimal die Kaiserkrone bot; der klassische Zeuge des Weges von 48 bis 71! Auerbach sagte noch bewundernd von Eduard Simon, er rede Zalare. Heut würde man das als Spott oder Tadel meinen. Aber der Richteralter ist auch eine Renaissance moderner Zeit, und gewiß verstand niemand besser als er, der geborenen Stimmung eines großen Moments das festliche Gewand der Rede zu geben, weil sein Wort, so hoch es ex ore rolundo steigen mochte, immer von Geist und Seele durchdrungen und durchfluten blieb. Das erfuhren wir in Weimar, als er am Abend des Gründungsabends auf Betreiben des Großherzogs als Protektorat der Goethegesellschaft antrug, und drei Jahre später, als er gegen Ende der neunzig Tage im Trinkspruch auf den sterbenden Kaiser die Hoffnungslöslichkeit der Hoffnungen jener Woden tief bewegt und tief bewegend in die Formel faßte: „Wir müssen um ein Wunder bitten, denn helfen kann nur noch ein Wunder.“ Einen Augenblick aber gab es, da sprang ihm, lachend und weinend im gleichen Laft, das alte, junge Menschenherz, doch blank und bloß auf die Zunge: als ihm Erich Schmidt das kleine vergilbte, im Goethearchiv aufgebundene Zeltersche Empfehlungsbrieflein wieder anshändigte, welches er selbst 56 Jahre früher Goethe überreicht hatte. Da geriet der wohl-